

ii. 16. 498 Hugo Schuchardt

gestorben in Graz am 21. April 1927

Rühlen Herzens schaut der junge Gelehrte, der eben erst in die Arena der Wissenschaft eingetreten ist, die Generation der Alten scheiden: Was war, gilt nichts; die Gegenwart ist alles und uns gehört die Zukunft. Für den, der selbst die Mitte des Lebensweges überschritten hat, ist es ein schmerzliches Gefühl, einen nach dem andern die Großen im Reiche des Geistes scheiden zu sehen, zu denen er bewundernd aufgeschaut, deren Schaffen und Ringen er noch miterlebt, denen er ein Stück weit wenigstens bescheidener Weggefährte gewesen ist.

Ein Jahr ist's her, daß der Westschweizer Jules Gilliéron, der geniale Schöpfer des Atlas linguistique de la France, von uns gegangen ist. Heute kommt die Kunde, daß Hugo Schuchardt, ein Deutscher, der in Graz seine zweite Heimat gefunden, der bedeutendste und weitblickendste unter den Sprachforschern der Gegenwart, nicht mehr zu den Lebenden gehört. Zwei grundverschiedene Männer: Jener eine knorrig kraftvolle, revolutionäre Natur, die mit unerbittlicher Konsequenz und unbekümmert um rechts und links den eigenen Weg ging, dieser ein Geist von unerschöpflicher Allseitigkeit, der während seines ganzen Lebens aus voller Hand Ideen streute, ein Grandseigneur der Wissenschaft, der mit vor-

nehmer Bestimmtheit dem eignen Denken Ausdruck gab, und wenn es zum wissenschaftlichen Kampfe kam, dem Gegner mit jener Ritterlichkeit gegenübertrat, die nicht verlegt und die eigne Ueberlegenheit nicht fühlen läßt. In einem nur gleichen sich die beiden Männer: in der unbedingten Hingabe an die Forschung, in der Verachtung der Karriere, in der persönlichen Anspruchslosigkeit.

Gilliéron grub langsam und mühselig, zäh und unermüdet an dem Schacht, der in die Tiefen sprachlichen Geschehens führt; Schuchardt ließ von lichter Höhe seine Blicke über die Sprachen der Erde schweifen und wo ihn etwas anzog, da griff er zu, lag's noch so fern: der Geist ist rasch, die Fahrt geht schnell. Nichts regte das Denken des vielseitig Interessierten so mächtig an, wie das Ferne, Fremde, Ungewohnte, das uns auch das Nahe und Vertraute in neuem Licht erscheinen läßt. Schuchardt hat stets mit besonderer Vorliebe wissenschaftliche Entdeckungsfahrten in sprachliches Neuland unternommen. Den Studenten der klassischen Philologie reizt das Brachland des Bulgärlateinischen. Kaum hat er die Hochschule verlassen, so schreibt er ein grundlegendes dreibändiges Werk über den Vokalismus des Bulgärlateins (1866—1868), in dem geduldige Kleinarbeit die weite Aussicht auf die Entwicklung der romanischen Sprachen nicht verdeckt. In den Jahren 1882 ff. erscheinen die Kreolischen Studien: Ueber das Negerportugie-

liche von St-Thomé, über das Indoportugiesische von Cochim, über das Indoportugiesische von Diu, über das Malaiospanische der Philippinnen, über das Melaneso-englische usf. Kuriositäten, wird der Leser denken. Aber Kuriositäten und Raritäten haben Schuchardt nie um ihrer selbst willen angezogen, im Einzelnen hat er stets das Allgemeine gesucht. Die Probleme, die in den kreolischen Sprachen liegen, sind das der Sprachmischung und das der mehr oder weniger künstlichen Verkehrssprache. Das letztere Problem — das sei hier vorausgenommen — hat Schuchardt später zur Bolapükfrage eine andere Stellung einnehmen lassen, als die meisten seiner Nachgenossen: Die Einsichten, die er sich an der Durchforschung der kreolischen Mundarten und später am Studium der lingua franca, der Verkehrssprache des Orients, erworben, lassen ihn an die Möglichkeit einer künstlichen Weltssprache glauben. Dem Problemkreis der Sprachmischung gehört „Slavodeutsches und Slavotalienisches“ an, 1884 als Festschrift für Miklosich gedruckt und später mehrfach ergänzt; daran reiht sich Romano-magyarisches und manch anderes. Dieser scheinbar launenhaft arbeitende Forscher hat die Probleme, denen er einmal seine Aufmerksamkeit schenkt, immer und immer wieder angegriffen; er hat sie gedreht und gewendet und ihnen neue Seiten abzugewinnen versucht; so hat er sich um das Romanische im Baskischen, um das Portugiesische im Malaiischen, um das Romanische im

Griechischen, um das Arabische im Berberischen um das Romanische im Berberischen bemüht Sprachmischung wird für Schuchardt zu einer Grundphänomen sprachlicher Entwicklung Sprachschöpfung ist ohne Sprach austausch nicht denkbar. Die sprachliche Mischung beginnt in der Familie, sie setzt sich im Verwandten- und Bekanntenkreise fort; sie vollzieht sich zwischen Dörfern, Städten, Landschaften, Völkern. Bald ergreift sie lautliche, bald lexikologische, bald morphologische, bald syntaktische Erscheinungen einmal handelt es sich um kaum merkbare Vermischung fremden Sprachgutes, ein andermal um tiefgreifende Umgestaltungen unter dem Einfluß überlegener Kulturen, ein drittesmal um vollständige Verschmelzung nah verwandter oder grundverschiedener Sprachen.

Welcher Kriterien sollen wir uns da bedienen um den Verwandtschaftsgrad von Sprachen festzustellen, deren Geschichte wir nur ungenügend kennen? Dem Problem der Sprachverwandtschaft ist eine weitere Gruppe Schuchardtscher Arbeiten gewidmet. Elementar oder geschichtlich verwandt das ist die zentrale Frage, um die sie kreisen. Deutet Gemeinsamkeit eines sprachlichen Bildes einer Konstruktion, einer stilistischen Eigentümlichkeit auf einen verwandtschaftlichen Zusammenhang, auf Entlehnung, oder ist der Menschengeist in voller Unabhängigkeit da und dort denselben Schöpferweg gegangen? Was ist Sprachschöpfung überhaupt und was lag in der sprach-

nihen Urzelle? „Sprachursprung“ ist eine der letzten bedeutenden Serien von Abhandlungen betitelt, die Schuchardt in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie veröffentlicht hat.

Schuchardts letzte große erotische Liebe war das Baskische, erotische nicht, weil die Basken, die wohl Nachkommen der alten Iberer sind, in fremden Ländern wohnen, sondern weil sie eine Sprache sprechen, deren grammatischer Bau von all dem grundverschieden ist, was die Kultursprachen Europas charakterisiert und was unserm bornierten Sprachverstand als das einzig Mögliche erscheint. Das Geheimnisvolle und Problematische dieser am Golf von Biscaya, an der Grenzscheide zwischen Spanien und Frankreich, erhaltenen Sprachreliquie, die uns in vorindogermanische Zeiten zurückführt, zog Schuchardt an, wie es einst Wilhelm v. Humboldt angezogen hatte, den größten Sprachforscher der romantischen Zeit, dem der Grazer Linguist bis zu einem gewissen Grade geistesverwandt war. Der Baskenliebe ist Schuchardt bis zu seinen letzten Lebensjahren treu geblieben und er hat noch 1923 mit bemerkenswertem pädagogischem Geschick versucht, in den «Primitias linguae Vasconum» auch dem Fernerstehenden eine Vorstellung dieser eigenartigen Sprache zu geben.

Die baskischen Probleme haben ihn dann hinübergeführt nach dem nahen Afrika und nach dem fernen Kaukasus, zum Berberischen und Hamitischen einerseits, zu den kaukasischen Restsprachen

andererseits, bei denen er die Verwandten des Baskischen suchte. Doch das Tätigkeitsgebiet Schuchardts in seiner ganzen Weite abzustecken, soll hier nicht versucht werden — es gibt kaum eine europäische Sprache alter und neuer Zeit, der er nicht seine Aufmerksamkeit geschenkt und über die er nicht da und dort, meist in deutschen Zeitschriften und Akademieschriften, aber hie und da auch in französischer, spanischer, italienischer, magyarischer Sprache gehandelt hätte; denn er war nicht nur Sprachkenner, sondern auch Sprachkünstler; in seinen jüngern Jahren hat er manche Reise in romanisches, keltisches und baskisches Land unternommen, nicht nur um sich mit den Sprachen, sondern auch um sich mit den Dingen vertraut zu machen; der Sprachforscher einte sich in ihm mit dem Kulturforscher ... „immer übten Volkstum und Volksmundart an Ort und Stelle — locus regit actum — ihren fruchtbarsten Zauber auf mich aus. In Rom las ich Bellis romanesko Sonette... und spielte Passatella mit den Trasteverinnen. In Sevilla vertiefte ich mich in die Cantes flamencos (Zigeunerlieder), lernte die Petenera (eine andalusische Volksmelodie) singen und die Seguidilla tanzen.“ (Individualismus in der Sprachforschung S. 13.).

Der Weitgereiste, der von langer Fahrt zurückkehrt, freut sich auf ein Haus, in dem er sich so recht heimisch fühlt. Die Heimat, zu der Schuchardt immer gerne zurückgekehrt ist, das war die

romanische Sprachwissenschaft. Mit ihr verband ihn nicht nur eine Jugendliebe; ihr dankte er immer neue Anregung und immer neue Einsichten: Wo war es so wie hier möglich, die Entwicklung einer Sprachgruppe in fast lückenloser Folge während zweieinhalb Jahrtausenden zu verfolgen? So konnte Schuchardt, der so viel anderes gesehen hatte, die romanische Sprachwissenschaft als die Lehrmeisterin des Linguisten hinstellen. Auf romanischem Boden erwuchs ihm selbst die erste Einsicht in das Wesen des Lautwandels („Vokalismus des Vulgärlateins“, der hier eingereicht werden mag — „Ueber einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen“, die Leipziger Habilit. Schrift vom Jahre 1870) und mit romanischem Material kämpft er 1885 gegen die Junggrammatiker. („Ueber die Lautgesetze“.) Das Studium romanischer Mundarten hat ihn die Möglichkeit sprachlicher Klassifikation ablehnen lassen. („Ueber die Klassifikation der romanischen Mundarten“, Leipz. Probevorlesung von 1870; 1900 publiziert.) An romanischen Problemen hat er sich den etymologischen Blick geschärft. („Romanische Etymologien“ I und II und die sich daran anschließenden Diskussionen.) Hier ist ihm die Einsicht aufgegangen, daß Wortforschung ohne Sachforschung wie ein Messer ohne Griff ist. Der Sprachforscher wurde zum Fischer (Etymologie von trouver aus turbare „pullen“), zum Techniker („An Adolf Mussafia“, wo For-

men und Benennungen des Haspels und der Winde studiert werden), zum Ethnographen, zum Botaniker, zum Zoologen.

Der Wissenschaft ist nichts zu klein, aber sie lebt nicht vom Kleinen. Wer nicht im speziellsten Sonderproblem das Allgemeine sieht, der ist kein echter Wissenschaftler. Schuchardt war kein Forscherweg zu mühsam, so eng und felsig er auch sein mochte. Aber er verlor sich nicht in der Wüste; vom Material erhob er sich stets wieder zur Idee. Er verkörperte jenen Idealtypus des Gelehrten, der das Besondere und das Allgemeine mit gleicher Meisterschaft beherrscht, der im Besondern das Allgemeine sieht und des Allgemeinen sich bedient, um das Besondere zu erkennen. So lösen denn bei ihm in einem fort prinzipielle Diskussionen die Spezialforschung ab, bald in getrennten Schriften, bald und mit Vorliebe innerhalb derselben Publikation, und von den wissenschaftlichen hat er sich dann und wann zu den höchsten Fragen der Weltanschauung erhoben.

Es gibt Gelehrte, deren Gedankenwelt sich natürlich zum geschlossenen Systeme ordnet. Zu ihnen gehörte der Grazer Gelehrte nicht; zu rasch drängten sich bei ihm die Gedanken, zu leicht reihten sich die Assoziationen aneinander. Er goß das Füllhorn aus und ließ die Samen keimen. Besonders die Abhandlungen seiner Altersjahre lösen sich oft in eine Reihe von Aphorismen auf, unter denen goldene Sprüche

linguistischer Weisheit zu finden sind, die sich aber nur schwer in eine konsequent aufgebaute Gedankenfolge hineinzwängen lassen. Die Ungebundenheit des Denkens floß bei Schuchardt aus bewußter seelischer Grundlage. Er war ein Individualist der Wissenschaft und wollte es sein. Mehr als einmal hat er es mit warmer Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Persönlichkeit nicht von der Forschung zu trennen ist; 1909 in den „Sprachgeschichtlichen Berichten“, 1923 in „Individualismus“ (Euphorion, Festschrift für Seuffert), 1925 in „Der Individualismus in der Sprachforschung“ (Sitzungsberichte der Wiener Akademie), von andern Bekenntnissen, zum Beispiel in „Wissen und Leben“, nicht zu reden. „Ohne Individualität ist der Fortschritt der Wissenschaft undenkbar,“ so lesen wir in den „Sprachgeschichtlichen Berichten“; er vollzieht sich nicht wie der gleichmäßige Vormarsch gut eingeübter Truppen. Es muß Verschiedenheit vorhanden sein, um Widerstreit, und Widerstreit, um Bervollkommnung zu erzeugen.“ Und in „Individualismus in der Sprachforschung“: „Ich empfinde es immer wohlthätig, wenn unter dem fühlen Panzer der Objektivität hervor mich ein warmer Hauch von Subjektivität anweht, die ja doch nie fehlt. Der Mitsforscher tritt mir dann näher, wird mir verständlicher.“ So ist für Schuchardt die Geschichte der Wissenschaft die der Forscher. Spitzer hat darauf hingewiesen, wie der führende französische Linguist A. Meillet, der

linguistische pater patrias Frankreichs, wie er ihn mit artiger Boshaftigkeit nennt, im Gegensatz zu Schuchardt das Individuelle in der Wissenschaft von sich schiebt: «L'œuvre scientifique est surtout collective. Je serais très embarrassé pour vous dire ce qui est vraiment à moi dans mes idées.» Damit steht im Zusammenhang, daß der Begriff der wissenschaftlichen Schule bei Meillet eine recht große Rolle spielt. Schuchardt lehnt die Schule ab: „Nur Wissenschaft zweiten Grades kann der Meister seinen Schülern einpflanzen, nicht das Beste, den Kern seines Wesens; ja gerade je eigenartiger ein Forscher ist, um so weniger vermag er eine Schule zu bilden und um so weniger wird er auch das Bedürfnis danach empfinden... Schule bedeutet Einseitigkeit. Das System ist das sachliche Seitenstück zu der persönlichen Schule.“ (Euphorion.)

Hier folgt zwar die Bemerkung, daß das System berechtigter sei als die Schule; aber der Verfasser geht der Sache nicht weiter nach und protestiert dagegen, daß System mit Wissenschaft gleichgesetzt werde. Die Ideen Schuchardts in knapper Form zu systematisieren, wäre denn auch ein schwieriges Unterfangen. Den glücklichsten Weg, die Schuchardtsche Gedankenwelt einem größeren Kreise zugänglich zu machen, hat auf eine Anregung des Zürcher Romanisten Jud hin, Leo Spitzer gefunden, als er mit seinem Verständnis und Geschmacl die wesentlichen

prinzipiellen Aeußerungen Schuchardts zusammen-
getragen und nach gewissen Stichworten grup-
pierte. Das „Hugo Schuchardt-Brevier, ein
Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft“,
das mit der Unterstützung einer Anzahl schweize-
rischer Forscher und Lehrer zum 80. Geburtstag
des Meisters veröffentlicht wurde, kann mit Fug
und Recht als ein klassisches Buch der allgemei-
nen Sprachwissenschaft bezeichnet werden. Es
enthält auch eine vollständige Bibliographie der
Schuchardtschen Veröffentlichungen, die das un-
geheure Feld seiner Betätigung übersehen läßt.
Lebensvoll schauen auf dem beigegebenen Por-
trät die klaren, durchdringenden Augen des
Achtzigjährigen in die Ferne, als ob er mit dem
Odysseus der Divina Commedia zu den Gefähr-
ten spräche:

„O Brüder,“ sagt ich, „die durch hunderttausend
Gefahren ihr erreicht den fernen Westen,
Versagt dem kurzen Abend eurer Sinne,
Der euch noch übrig ist, nicht die Erfahrung,
Der Bahn der Sonne folgend, jenen Teil
Der Welt, der unbewohnt ist, zu erkunden!
Erwägt den Samen, welchem ihr entsprossen:
Ihr seid bestimmt, nicht Tieren gleich zu leben,
Nein Tugend zu erringen und Erkenntnis.“

Im Jahre 1864 ist Schuchardts Dissertation
erschienen; die letzte Abhandlung, die er mir zu-
sandte und auf die er mit zitternder Hand einen

herzlichen Gruß segte, trägt die Jahreszahl 1926.
Mehr als sechzig Jahre wissenschaftlicher Tätigkeit,
die den Kontakt mit der Forschung der Ge-
genwart nie verlor. Es wird einem schwer, zu
glauben, daß dieser reiche Strom versiegt ist.
Fließt er nicht weiter, ruhig und groß, zeitlos
geworden?

Karl Jaberq.

